

Auf der Bühne wieder ein Kind

Der 83-jährige Hans Guggenheim steht demnächst mit der Tanzkompanie Rotes Velo auf der Bühne.

Mirjam Bächtold

Ein alter Mann lebt allein in einer dunklen Höhle, mit nichts als seinen Erinnerungen. In diese Höhle fällt ein junges Mädchen. Sie versucht, wieder einen Weg nach draussen zu finden, während der alte Mann sich mit seinem Schicksal abgefunden hat. So beginnt das Stück «Kinderaugen» der Tanzkompanie Rotes Velo, das ab Sonntag in Herisau und St. Gallen gezeigt wird.

Den alten Mann verkörpert der St. Galler Hans Guggenheim. Der 83-Jährige hat schon diverse Projekte mit Hella Immler, der Gründerin der Kompanie Rotes Velo, realisiert. Bei «Kinderaugen» konnte er während der Proben etliches von seinen eigenen Erinnerungen einbringen, viel entstand durch Gespräche und Improvisationen. «Wenn ich daran denke, wie ich als Sechsjähriger schwimmen gelernt habe, dann fühle ich mich wieder in diese Zeit zurückversetzt. Dann kommen auch viele andere Erinnerungen wieder hoch», sagt er. Diese Erinnerungen nehmen auch eine zentrale Rolle im Stück ein.

Für die Enkelkinder spielt er den Clown

Das Theater bedeutet dem ehemaligen Sozialarbeiter sehr viel. «Ich präsentiere mich gern vor einem Publikum. In meiner Rolle kann ich mich zeigen und gleichzeitig auch verstecken. Ich stehe im Rampenlicht, aber das bin nicht ich, es ist der alte Mann in der Höhle.» Die Höhle steht im Stück als Metapher für die Einsamkeit. «Während der Lockdowns fühlten sich viele Menschen allein gelassen und haben sich abgekapselt, gerade auch Kinder und ältere Personen», sagt Hans Guggenheim. Das Stück nimmt sich dieses Themas in einer märchenhaften Form für die ganze Familie an. Gemeinsam finden die Protagonisten einen Weg zurück ins wirkliche Leben. «Für mich pri-



Tanz, Theater und bildende Kunst: Der St. Galler Hans Guggenheim ist kulturell sehr aktiv.

Bild: Benjamin Manser

«Ich verkörpere auch gerne mal einen Bösewicht.»

Hans Guggenheim
Tänzer und Schauspieler

vat war die Isolation zum Glück nie ein Thema», schildert Hans Guggenheim. Er lebt mit seiner Frau zusammen, mit der er schon seit 58 Jahren verheiratet

ist. «Wir haben uns beim Theaterspielen kennen gelernt», erzählt er und lächelt. Es war sein erstes Stück: Kinder und Jugendliche probten gemeinsam ein altes Märchen. «Ich war 13 und spielte den Hofnarren. Der Regisseur wollte, dass ich nach etlichen Malen noch ein weiteres Rad schlage, doch ich habe mich geweigert. Der wütende Regisseur rannte mir hinterher durch die Stuhlreihen, die ich hinter mir schloss.»

Bei der Erinnerung lacht Hans Guggenheim. Seine Frau war damals ein kleines Mädchen und ebenfalls in der Theatergruppe. «Sie hat alles gesehen und mich offenbar bewundert.» Im Teenageralter wurden die beiden dann ein Paar. «Vielleicht war der Hofnarr ein gutes Omen. Jedenfalls hat es bis jetzt gehalten», sagt Guggenheim. Das Theaterspielen hat Hans

Guggenheim sein Leben lang begleitet. «Ich schlüpfte einfach gern in Rollen. Für die Enkelkinder spielte ich oft den Clown, heute verkörpere ich auch gerne mal einen Bösewicht, wie etwa den Mephisto», sagt er. Zudem spielen er und seine Frau in der Impro-Theatergruppe «vimeo» gemeinsam mit anderen Senioren ab 60 Jahren.

Es gefällt ihm expressiv zu sein, aus sich herauszukommen. Aber auch der soziale Aspekt ist ihm wichtig: «Das Theater ist der Inbegriff von Solidarität. Wir stellen miteinander etwas auf die Beine.» Beruflich wollte Hans Guggenheim nie auf die Bühne. Er absolvierte eine Schneiderlehre. «Glücklich war ich dabei nie. Ich wollte lieber in die Pädagogik», erinnert er sich. In den 1960er-Jahren zog er mit seiner Frau für vier Jahre nach Israel. «Wir hatten das Gefühl,

wir könnten etwas dazu beitragen, eine neue Gesellschaft zu erschaffen», sagt er. 1966 kehrte die Familie für seine Ausbildung zum Sozialarbeiter in die Schweiz zurück, lebte von 1969 bis 1981 aber nochmals in Israel, wo er ein Kinderheim gründete und leitete.

Theater, Tanz und auch die bildende Kunst pflegte Hans Guggenheim vor allem in seiner Freizeit und nach seiner Pensionierung. 2013 schloss er mit 75 Jahren als ältester Absolvent den ersten Bildungsgang für Gestalter HF Bildende Kunst ab. Momentan ist das Theater aber seine grösste Leidenschaft. «Es gibt mir die Möglichkeit, etwas nochmals zu erleben.»

Hinweis

14.11., 17 Uhr, Tanzraum Herisau; 16.11., 20 Uhr / 17.11., 18 Uhr, Grabenhalle St. Gallen.

Nachgefragt

«In Bachs Musik finde ich mich selbst wieder»

Der Bariton Manuel Walser aus Teufen singt zum Jubiläum der Bachstiftung am 17. November in Trogen. Den Barockmeister J. S. Bach lernte Manuel Walser bereits als 12-Jähriger in der Bachkantorei Appenzeller Mittelland und später im Ensemble der Bachstiftung kennen. Nach dem Studium bei der Sängerkoryphäe Thomas Quasthoff in Berlin startete er seine Karriere fulminant mit einem Engagement an der Staatsoper Wien. Seit zwei Jahren ist der 32-Jährige wieder zurück in der Ostschweiz.

Ihre Begegnung mit Bachs Musik hat Ihre berufliche Laufbahn nicht unwesentlich geprägt. Wie fühlt es sich an, nach elf Jahren an der Oper vermehrt zu seinem Werk zurückzukehren?

Manuel Walser: Als 12-Jähriger sang ich in Bachs Johannespassion, das hat mich sehr bewegt. Daher ist mir seine Musik sehr vertraut. Bach bringt mich zu mir selbst zurück, das Singen bekommt einen meditativen Aspekt. Seine Kompositionen sprengen für mich den Begriff «Musik», sie werden vielmehr eine Urkraft. Kunst, die zeitlos funktioniert.



Der Teufner Bariton Manuel Walser. Bild: Benjamin Manser

Die Kantate «Ich habe genug», die Sie interpretieren, ist kein Loblied auf das Leben, sie handelt von der Sehnsucht nach Erlösung und dem Tod. Wie erklären Sie sich deren Popularität?

Zugegeben, als lebensbejahender Mensch nehme ich zum Text eine gewisse Distanz ein. Allerdings nicht emotional, ich muss die barocke Todessehnsucht ja dennoch glaubhaft transportieren. «Ich habe genug» ist eine von nur drei Bachkantaten für einen solistischen Bass, musikalisch ist sie ein Bijou.

Was hat Sie aus den europäischen Metropolen zurück ins Appenzellerland gebracht?

Nach elf Jahren Grossstadt habe ich den Bezug zur Familie und zur Heimat gesucht. Und die Möglichkeit, beruflich mehr zu reisen. Während der Zeit an der Staatsoper war ich an Wien gefesselt. Man ist praktisch mit dem Betrieb verheiratet. Jetzt bin ich innerhalb eines Monats ungefähr sieben Tage in Teufen und drei Wochen unterwegs. Was ich hier sehr schätze, ist die Nähe zur Natur. Sie gibt mir viel Kraft und Energie. (sig)

Hinweis

17.11., 19 Uhr, ev. Kirche Trogen und als Livestream

Zwischen Idylle und bedrohlicher Natur

Das Sinfonieorchester St. Gallen bringt Beethoven und Honegger farbenreich zum Klingen.

Was tut ein Konzertdirektor, wenn er am Morgen erfährt, dass eine fürs abendliche Sinfoniekonzert engagierte Sängerin nicht auftreten kann, weil krankheitsbedingt ihre Stimme versagt? In dieser Situation befindet sich Donnerstag früh in St. Gallen Florian Scheiber. An Ersatz für die Mezzosopranistin Alix Le Saux ist nicht zu denken.

Nicht nur aus Zeitgründen, sondern auch wegen des Werks: Sie hätte, begleitet vom Sinfonieorchester St. Gallen unter dem Chefdirigenten Modestas Pitrenas, die zwischen 1923 und 1954 entstandenen «Chants d'Auvergne» des wenig bekannten Joseph Canteloube interpretieren sollen – die nun gegen ein Werk ausgetauscht werden

muss, welches das Orchester auch deshalb beherrscht, weil es gerade auf dem Spielplan der Oper steht: die Ouvertüre zu Mozarts «Zauberflöte».

Und bei allem Bedauern über den nun fehlenden Programmpunkt und die vermisste Stimme: Es gibt auch bei diesem Mozart einiges zu hören. Sehr genau arbeitet Pitrenas die Spannungsbögen heraus, legt das Geflecht der Stimmen frei, und führt die Ouvertüre zu kraftvollen Höhepunkten.

Arthur Honeggers betörendes Gedicht

Lyrisch und betörend schön geht es dann weiter mit «Pastorale d'été» von Arthur Honegger, einem zart einsetzenden, sich

über eine Hornmelodie langsam steigenden sinfonischem Gedicht, das farbenreich eine sommerlich-träge Stimmung evoziert. In der zuerst ruhigen,



Chefdirigent Modestas Pitrenas. Bild: Ralph Ribli

dann rhythmisch akzentuierten Zwiesprache zwischen Streichern und Bläsern zeigen sich das Orchester und sein achtsamer Dirigent in Bestform.

Lyrisch: Das ist oft auch ein Attribut, mit dem man Ludwig van Beethovens Sinfonie Nr. 6 F-Dur versteht, die «Pastorale». Entstanden ist sie zeitgleich mit der wild-düsteren Fünften, doch sollte man angesichts dieses Kontrasts nicht übersehen, wie reich auch die «Pastorale» an inneren Gegensätzen ist. Genau hier erblickt Modestas Pitrenas seine Aufgabe. Schon den ersten Satz, von - gemäss Beethovens eigener Beschreibung - «angenehmen, heiteren Empfindungen» bei der Ankunft auf dem Lande getragen,

führt er sehr rasch in lebhafteres Fahrwasser, und lässt unruhigen Streichern die vielen Farben der Holzbläser zur Seite treten.

Berückend schön präsentiert sich der zweite Satz, die ruhig fließende, von Vogelrufen untermalte «Szene am Bach», bevor tänzerisch-kraftig der dritte einfällt, das «Lustige Zusammensein der Landleute». Dann aber zeigt sich Natur von ihrer gewalttätigen Seite, und ein Gewitter bricht los, das dem Ohr beinahe wehtut. Als sich das Toben beruhigt hat, setzt ein helles Finale ein. Auch hier sucht Pitrenas das Gegensätzliche – und übertreibt es damit gegen Ende hin ein wenig.

Rolf App